

KOLUMNE zur zunehmenden Pathologisierung unseres Schulalltags

Der Zwang zum «Abklären»

Als unser jüngerer Sohn in die erste Klasse ging, beschied uns seine Lehrkraft beim ersten Elterngespräch, wir müssten die feinmotorischen Fähigkeiten unseres Kindes abklären lassen. Es halte den Stift zu verkrampft. Wir setzten uns über diese Empfehlung hinweg. Unser gesunder Menschenverstand sagte uns, das Kind werde über kurz oder lang ganz entspannt schreiben. Nicht zuletzt, weil ich mich an die Aussage meines Bruders mit Kinderarzt-Praxis erinnere. Er erwiderte damals, als ich mich ihm gegenüber über die Tatsache beschwert hatte, der Sohn habe noch als Dreijähriger nach dem Schnuller verlangt: «Ich versichere dir, in die Rekrutenschule wird er ohne Nuggi einrücken».

Unser Schulsystem neigt zu übertriebener Pathologisierung. Sobald ein Kind sich etwas ausserhalb der Norm bewegt, muss es abgeklärt werden. Und der Normbereich ist mittlerweile sehr klein geworden. Da braucht es doch ein gewisses Mass an Selbstbewusstsein, sich über die Empfehlung von Lehrkräften hinwegzusetzen. Aus ihrer Erfahrung heraus, so dürfte man annehmen, müssten sie wissen, was «normal» und was «weniger normal» ist.

Wenn nun aber selbst die Weltgesundheitsorganisation WHO das Augenmass verliert, ist die Situation wirklich besorgniserregend. Wie letzte Woche bekannt wurde, hat die UNO-Organisation ihre «Internationale Klassifikation von Krankheiten» überarbeitet und nun auch Computerspielsucht als eigenständige Krankheit verankert. Süchtig seien diejenigen, «die nicht mehr steuern können, wie häufig und wie lange sie spielen, das Spielen wichtiger wird als das soziale oder berufliche Leben und Spieler auch dann nicht aufhören können, wenn schwerwiegende Konsequenzen daraus entstehen». Erstreckt sich ein solches Spielverhalten über einen Zeitraum von einem Jahr, ist extremes Computerspielen laut WHO krankhaft.

Gemäss dieser Definition sind wahrscheinlich 80 Prozent unserer Kinder krank: zum Ersten fehlt ihnen ohnehin das Zeitgefühl eines Erwachsenen und gamen sie grenzenlos, wenn man dies zulässt. Zum Zweiten vernachlässigen sie das soziale Leben ganz und gar, ausser, man zähle das virtuelle soziale Leben nicht dazu.



ESTHER GIRSBERGER
PUBLIZISTIN UND MODERATORIN

Die Autorin aus Zürich ist Publizistin, Moderatorin, Dozentin und Verfasserin mehrerer Bücher. Als Journalistin war sie unter anderem Chefredaktorin des «Tages-Anzeigers». Die ausgebildete Juristin (Dr. iur.) ist verheiratet und Mutter zweier Kinder. Sie ist Mitglied des Publizistischen Ausschusses der AZ Medien.

Wenn die Jugendlichen gamen, gamen sie im virtuellen Raum nämlich gerne gegeneinander oder miteinander. Zum Dritten drohen bei diesem Verhalten durchaus ernsthafte Konsequenzen, nämlich der schulische Misserfolg. Was vielen Jugendlichen ganz und gar egal ist. Schliesslich erstreckt sich diese «Sucht» über weit mehr als ein Jahr. Alle Voraussetzungen sind also erfüllt, um diese Kinder krankzuschreiben. Die Befürworter des neuen Krankheitsbildes der WHO argumentieren, die Wertung als Krankheit «schärfe das öffentliche Bewusstsein. So könnten Therapien und zielgerichtete Behandlungen für den richtigen Umgang mit digitalen Medien entwickelt werden».

Mittlerweile werden wir Eltern allerdings auf jeder Schulstufe zu Veranstaltungen aufgeboten, die uns den richtigen Umgang mit unseren spielsüchtigen Kindern lehren wollen. Bei uns zu Hause stapeln sich die Merkblätter und Adressen von Anlaufstellen. Mir graut schon heute vor «Spezialisten», die durch die Definition als Krankheit und der daraus entstehenden Therapiepflicht eine lukrative weitere Einnahmequelle wittern. Da werden - analog der Situation mit unserem vermeintlich feinmotorisch eingeschränkten Sohn - Lehrkräfte eindringlich auf die Eltern einreden, sie sollten die Krankheit ihres Kindes doch psychiatrisch abklären lassen. Viele Mütter und Väter werden diesen Ratschlag beherzigen und das Problem an «Fachkräfte» delegieren. Das führt unweigerlich zu unnötigen Therapien und Stigmatisierungen durch die jugendlichen Peers, denen eine solche Therapie erspart bleibt. Obwohl die Kolleginnen und Kollegen wahrscheinlich nicht minder «krank» sind, da sie ebenso gerne und ebenso oft gamen wie der Klassenkamerad, der sich behandeln lassen muss.

Die Krankenkassen werden diese Therapien zweifellos bezahlen. Die Prämien werden wegen dieser neuen in den Grundkatalog aufzunehmenden Krankheit zwar nicht noch mehr steigen, als sie es ohnehin tun. Aber wieder einmal ist eine übereilte und wohl auch wissenschaftlich noch ungenügend untersuchte Massnahme eingeleitet, die wohl niemandem, schon gar nicht dem Kindwohl dient.

Unser jüngerer Sohn schreibt heute übrigens einwandfrei.

PERSÖNLICH

Eine Unsympathin

Von Zeit zu Zeit meldet sich eine Frau auf meinem Handy. Ich kenne sie nicht, kann sie mir mittlerweile aber sehr gut vorstellen. Sie ist eine aufdringliche Person. Mittleren Alters. Mit braunen Haaren, die unten rundgeföhnt sind und sagen: «Ich habe mein Leben im Griff, alles ist perfekt.» Ihr Mund ist zu einem Zahnpasta-Werbungs-Lächeln geformt. Ein weisser Zahn reißt sich an den nächsten. Die Wangen leuchten rot, auf der Stupsnase vier, fünf Sommersprossen, im Sommer werden es mehr. Sie wohnt mit ihren beiden Kindern Bettany und Damon



von Olivia Meier

und ihrem Mann Anthony in einem Vorort. Das Häuschen ist weiss mit roten Fensterläden. Vor den Fenstern Blumentöpfe, die Geranien darin verwelken nie.

Wenn die Frau spricht, das tut sie oft, aber nicht so häufig, dass es jemanden nerven würde, betont sie die Vokale. Ihre Freundinnen sagen über sie: «Sie ist immer für mich da und hilft mir in jeder Lebenslage weiter.» Feinde hat sie keine. Wenn sie am Abend von der Arbeit nach Hause kommt, ruft sie «Hallo Kinder», gibt Anthony einen kleinen Kuss und lässt sich ein Bad ein.

Bei Schulanlässen bringt sie Muffins mit. Nicht die Backmischung-Muffins, die staubtrocken und viel zu süß sind. Muffins mit Schokoladenfüllung und kunstvollen Verzierungen darauf. Sie spricht mit den anderen Eltern über Zankereien, die bei Geschwistern doch immer vorkommen, bei ihr zu Hause aber nicht so oft. Die anderen Eltern sind nicht eifersüchtig, fragen sich nur, wie sie das macht, und schauen ihr nach, wenn sie ihre Tupperwareboxen einpackt (die sie nie irgendwo vergisst) und nach Hause geht. Wieder meldet sich die Frau und weckt mich aus meinen Tagträumen, unsympathisch. Ich gehe auf «Einstellungen» und wische den Schieber nach links. Bye, Siri!

@olivia.meier@azmedien.ch

APROPOS

Hilfe für die armen Reichen von Zürich

Die Zürcher nahmen es mit der Bibel in der Vergangenheit sehr genau. «Wer hat, dem wird gegeben», heisst es bei Matthäus, also gewährten die Zwinglistädter reichen Leuten Zugang zu Wohnungen, welche die Stadt eigentlich günstig an Menschen vermieten sollte, die weniger gut verdienen. Diese Woche wurde bekannt, dass bisher auch 159 Personen oder Familien, die mehr als 230 000 Franken pro Jahr verdienen, diesen Service in Anspruch nahmen. Doch damit ist nun Schluss. Der Gemeinderat zog Anfang Jahr die Notbremse: Nur wer weniger als 230 000 Haushaltseinkommen hat, darf künftig noch bei der Stadt mieten.

Die 159 armen Reichen von Zürich müssen nun wohl oder übel eine neue Bleibe suchen. Da der Gemeinderat ihnen dafür lediglich fünf Jahre Zeit gibt, soll ihnen hier geholfen werden. Recherchen ergaben, dass an der Albisstrasse 47 im Enge-Quartier noch etwas frei ist. Die 15-Zimmer-Absteige gibt es für 26 500 Franken monatlich. Inklusive Nebenkosten. Wer es etwas zentraler mag, wird an der Bahnhofstrasse 16 fündig. Allerdings stehen für die 10 000 Franken Miete pro Monat lediglich fünf Zimmer zur Verfügung. Zum Schluss noch ein Geheimtipp: In Zürich-Wollishofen soll es bei einem Herrn Leupi noch eine 157-Quadratmeter-Wohnung für läppische 5080 Franken geben. Wenigstens ein Zürcher hat noch immer ein Herz für Reiche.

♣ Pascal Ritter



ANSICHTSSACHE von Max Dohner

Bei Maradona ist auch das verrückt: Bei ihm gibts die Parodie auf ein Ereignis drei Jahre vor dem Ereignis. Beim letzten Gruppenspiel von Argentinien erlitt Maradona einen Schwächeanfall im Stadion. Später schickte er eine Nachricht an seine Freundin. Lallend schwört er darin bei seiner Mutter, er habe keinen Kollaps erlitten. Das tat er auch nicht in dieser Szene, aber fast: Maradona badet im Pool eines

Luxusresorts. Beim Ausstieg schnauft er wie ein Walross. Zwei Krankenschwestern/Herzschwestern müssen ihn reinhieven. Er lässt sich auf den Liegestuhl plumpsen, ein Sauerstoffgerät an der Nase. Alles nur Parodie – im Film «Ewige Jugend» von Paolo Sorrentino, 2015. Marodonas Double spielte Roly Serrano so glaubwürdig, dass heute noch Leute glauben, er sei es selber gewesen.

FOTO AUS DEM FILM